

werden. In ihren Lehren und Ritualen finden sich reichlich Anklänge an die Bantu-Kultur. In ihnen fühlt sich der Schwarze besonders zu Hause, weil die Kirchen auf sein Denken und Gefühl eingehen. Heilungsgottesdienste spielen in diesen Kirchen eine große Rolle. Das Prophetentum und die Prophetie haben im Kirchenverständnis einen vollgültigen Platz. Die Aussagen des Alten Testaments werden bevorzugt, weil sie die Schwarzen einfach mehr ansprechen. Zum Neuen Testament finden die unabhängigen Kirchen viel weniger Zugang. Und da Polygamie im Alten Testament erlaubt war, wird sie auch heute nicht unbedingt als ein Übel angesehen.

Gerade in den unabhängigen Kirchen regte sich der Widerstand gegen rassistische Unterdrückung schon sehr früh. Im Jahre 1850 brannte der „Prophet“ *Umlajeni* mit seinen Anhängern bei King Williams Town einige Stationen nieder. Einige Jahrzehnte später erhob sich der „Prophet“ *Enoch Mjijima*, der aus der Gegend von Queenstown stammte, gegen die Regierung. Es kam im Mai 1921 zum Massaker von Bulhoek, bei dem 240 Menschen starben. Der jetzige Widerstand der schwarzen Bevölkerung gegen die Apartheid wird maßgeblich von den unabhängigen Kirchen mitgetragen. Es fehlt ihnen allerdings weitgehend an Geldmitteln und an Organisation. Man wird aber in Zukunft mit den unabhängigen Kirchen noch stärker rechnen müssen. Ihre Einflüsse in der südafrikanischen Gesellschaft wachsen.

Noch ist Vermittlung möglich

In der Vergangenheit wurden alle Kritiker, auch wenn sie aus kirchlichen Kreisen kamen, von der Regierung als Kommunisten abgestempelt. Diese Taktik läßt sich nach dem massiven Widerstand so vieler christlicher Persönlichkeiten und Kirchen aber nicht mehr aufrechterhalten. Daß es unter den führenden Persönlichkeiten des ANC auch Kommunisten gibt, ist nicht zu bezweifeln. Doch muß auch gesagt werden, daß die Führer des ANC in der Vergangenheit oft praktizierende Christen oder sogar Pastoren waren. Ganz bewußt christlich orientiert waren *John Dube*, *Albert Lutuli*, *Robert Sobukwe*, *Anton Lambede*, *Walter Rubusana*, *Zachäus Mahabane*. Bei der Neuordnung der südafrikanischen Gesellschaft können die Kirchen nicht ausgeschlossen werden, weil sie den Widerstand gegen die Apartheid von Anfang an mitgetragen haben. Allerdings waren einige Kirchen mehr engagiert als andere. Noch fällt den Kirchen die Aufgabe zu, vermittelnd zwischen den Rassen zu wirken und tatkräftig bei der Neugestaltung der südafrikanischen Gesellschaft mitzuarbeiten. Eigentlich sind nur noch die Kirchen fähig, die Schwarzen von einem Rassenkrieg abzuhalten. Die Frage ist, wie lange noch. Es kann sehr schnell der Zeitpunkt kommen, wo auch die Kirchen nicht mehr fähig sind, den Brand zu löschen. Es hängt also alles vom Einlenken der Regierung und von der Taktik des ANC ab.

Gerhard Knübl

„Uns fehlt eine Spiritualität der Erneuerung“

Ein Gespräch mit Bischof Karl Lehmann über 20 Jahre Nachkonzilszeit

Das Zweite Vatikanum verstand sich als ein Konzil der Erneuerung. Die Voraussetzungen seiner Verwirklichung, die Schwierigkeiten von innen und außen, mit denen Kirche dabei zu kämpfen hat, die noch unentdeckten Impulse, die vom Konzil ausgingen, und Grundprobleme der Glaubensverkündigung, die das Konzil so noch nicht sehen konnte, die sich heute aber um so dringender stellen, waren Gegenstand unseres Gesprächs mit dem Bischof von Mainz und stellvertretenden Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Professor Karl Lehmann. Die Fragen stellten Ulrich Ruh und David Seeber.

HK: 20 Jahre Nachkonzilszeit: Herr Bischof, Sie haben sie in verschiedenen Ämtern und Verantwortlichkeiten miterlebt und mitgestaltet. Welches wäre in wenigen Sätzen Ihr Resümee?

Lehmann: Während des Konzils war ich als Assistent von Karl Rahner nur Zaungast im Hintergrund. Meine Erfahrungsmöglichkeiten, auch die atmosphärischen, waren begrenzt. Das meiste habe ich nur über Papiere kennengelernt, von innen her war mir das Konzil kaum vertraut ...

HK: Aber Sie haben sehr intensiv an der Verwirklichung des Konzils vor allem als einer der wichtigsten Theologen der Gemeinsamen Synode mitgewirkt. Was ist da Ihr Gesamteindruck?

Lehmann: Auf vielen Feldern ist sehr viel mehr erreicht worden als die öffentliche Stimmung innerhalb und außerhalb der Kirche vermuten läßt. Es ist für mich erstaunlich, daß mit den Schwierigkeiten, die nicht ausbleiben konnten und die eigentlich nach jedem Konzil auftauchen, nicht von vornherein stärker gerechnet wurde. Das hatte auf allen Seiten zur Folge, daß nicht wirklich eine Spiritualität der Erneuerung, der Reform entwickelt wurde ...

„Die meisten Reformen sind aus einer unverdrossenen Spiritualität hervorgegangen“

HK: Was verstehen Sie darunter, bzw. wie könnte eine solche Spiritualität der Erneuerung die Kirche prägen?

Lehmann: Für eine solche „Spiritualität der Erneuerung“ könnten nach meinem Dafürhalten etwa folgende Leitgedanken hilfreich sein. Ein erster: Natürlich gibt es in der Kirche echte Struktur- und auch Machtprobleme. Wer jedoch nur auf die Änderung von Strukturen und Funktionen bedacht ist, wird in der Kirche auf die Dauer keine fruchtbringende Erneuerung erreichen können. – Ein zweiter: Allzuoft hat man auch in der nachkonziliaren Zeit z. B. neue Formen des Gottesdienstes und Verhaltensweisen im kirchlichen Leben einüben wollen, indem man vor allem auf die Verlässlichkeit rechtlicher Anweisungen „von oben“ vertraute. Reformen wurden darum oft nur oberflächlich angenommen und nicht tief genug angeeignet. Spirituelle Hinführung und überzeugende Argumentation haben nicht selten gefehlt. – Ein dritter: Die Schwierigkeit von Reformen wurde weithin unterschätzt, nicht unähnlich den gesellschaftlichen Erneuerungsbemühungen unserer Zeit. Sie sind viel mühseliger, verlangen zähe, aktive Geduld, einen langen Atem und brauchen viel innere Widerstandskraft gegenüber Schwierigkeiten. Wahre Reform muß immer wieder vermitteln und neuen Ausgleich schaffen zwischen Geist und Institution, Tradition und Aufbruch, Charismen und amtlicher Verantwortung. – Ein vierter: Erneuerungsbemühungen solcher Art können Konflikte und Konfrontationen nicht vermeiden, aber Christen sollte man daran erkennen, wie man solche Auseinandersetzungen führt. Entscheidend ist dafür auch die Kraft und der Mut, notwendige Korrekturen am eigenen Weg vorzunehmen. – Und schließlich ein fünfter und letzter: Die großen Reformen der Kirche sind zumeist aus einer unverdrossenen, unbesiegbaren Spiritualität hervorgegangen, die vom Wagnis einer nüchternen Liebe zur Kirche getragen wird und dem Leiden an der Kirche nicht ausweicht. Die Reformheiligen sind dafür Zeugen (z. B. Franziskus von Assisi, Katharina von Siena, Ignatius von Loyola). Nur so lassen sich auch die unfruchtbaren Positionen, z. B. eines blasierten Traditionalismus und eines substanzlosen Progressismus, vor allem auch ein oberflächliches Vermitteln, ebenso verhindern wie Starrheit und Willkür, Konformismus und Weltflucht. Nur eine neue radikale Mitte aus den letzten Wurzeln des Glaubens führt in eine gemeinsame Zukunft.

HK: Sie sagten vorhin, es sei dennoch mehr erreicht worden als erwartet: trotz deutlich erkennbarer Rückschläge bei der Kirchenleitung wie im Kirchenvolk ...?

Lehmann: Ich würde nicht sagen: mehr als erwartet, aber viel mehr als die öffentliche Stimmung meint. Zwanzig Jahre sind für große Veränderungen ja keine sehr lange Zeit. Ich denke z. B. an die ökumenische Umorientierung. Wenn ich gelegentlich mit Kollegen an der Universität sprach – mit Historikern und Sozialpsychologen –, konnte ich feststellen, daß diese sehr viel skeptischer sind im Blick auf die Möglichkeit, jahrhundertelange Gewohnheiten, eingeschliffene Verhaltensweisen, Vorurteile grundlegend zu verändern. Sie rechnen für solche Prozesse eigentlich mit viel längeren Zeiträumen.

HK: Wollen Sie damit sagen, die Rückschläge seien sozusagen eingebaut gewesen, und man habe sich darüber nur nicht rechtzeitig Rechenschaft gegeben?

Lehmann: Die Rückschläge waren in der Tat eingebaut. Denken Sie wieder an die Ökumene. Es ist gerade vor Ort sehr viel erreicht worden. Aber wen wundert es, daß es Rückschläge gibt und daß wir auch noch große Hindernisse vor uns haben. Ich sehe das aber auch innerkirchlich so, etwa bei der Mitwirkung von Laien innerhalb einer Pfarrei oder auch in den Diözesen. Da ist vieles relativ rasch gewachsen. In anderen Bereichen verhält es sich ähnlich.

HK: Ist nicht allein schon die Tatsache beachtlich, daß die Kirche trotz des Fehlens, wie Sie sagten, einer im Konsens gelebten Spiritualität der Erneuerung und trotz der schwierigen Außenbedingungen dieses nachkonziliaren Umbruchs überhaupt zusammengeblieben und es nicht zu nennenswerten Abspaltungen gekommen ist?

Lehmann: Jedes, gerade jedes große Konzil hat zu Abspaltungen geführt. Das fängt schon mit Nizäa an, geht mit Chalzedon weiter und hört mit dem Vatikanum I auf. Daß es gelungen ist, die Einheit einigermaßen zu bewahren, ist sicher das wichtigste. Darin sehe ich auch das ganz große Verdienst Pauls VI. Von daher könnte ich mir denken, daß diese Zeit später auch noch einmal ganz neu gewürdigt wird.

HK: Das Umdenken beginnt diesbezüglich schon jetzt ...

Lehmann: Ich denke, Sie haben recht. Aber auch das zweite, das Sie angedeutet haben, ist wichtig. Sehr viele Fragestellungen wurden einfach von außen aufgedrängt. Schon allein deswegen war ein verhältnismäßig ruhiger Rezeptionsprozeß, wie man ihn sich innerkirchlich wohl wünschte, nicht möglich. In den Jahren etwa 1968 bis 1973 hat eine Entwicklung stattgefunden, die später zwar weiterwirkte, aber nicht mehr in derselben Schärfe. Es gibt demoskopische Untersuchungen, die zeigen, daß z. B. beim Nachlassen des Gottesdienstbesuches in jenen Jahren sich richtige Schübe abzeichnen, die sich dann wieder beruhigen, bis in den Jahren nach 1980 wieder ein stärkerer Schub einsetzt. Für die Rezeption des Konzils war es schon sehr schwierig, daß sich etwa 1968 nach einer Aufbruchphase von 1965 bis 1967 eine so deutliche Wende abzeichnete.

„Wir waren geistig auf die Umbruchjahre zuwenig vorbereitet“

HK: 1968 – das Jahr der Studentenunruhen und von „Humanae vitae“, aber die genannte Wende setzte wohl schon früher ein und vollzog sich in Etappen ...

Lehmann: Gewiß! Vieles, was wir heute beklagen und mit dem Konzil in Zusammenhang bringen, war früher schon da. Wir sehen es in unserer Diözese an der Entwicklung des Priesternachwuchses. Die Einbruchsstelle ist bereits 1960/61 und hat mit dem Konzil nichts zu tun. Dasselbe

ließe sich in anderen Bereichen, etwa bei den Verbänden, nachweisen.

HK: Ist die gesamte Konzilszeit nicht schlicht von dem Paradox gekennzeichnet, daß das Konzil zwar dazu beigetragen hat, daß die Kirche dem aus der Gesellschaft kommenden Umbruch überhaupt begegnen konnte, aber in der Verwirklichung des Konzils dann so sehr mit sich selbst und ihrem Reformprogramm beschäftigt war, daß sie auf das, was aus der Gesamtgesellschaft auf sie eindrang, höchstens reagierte, aber ihr die Kraft fehlte, diesen Prozeß auch aktiv zu gestalten?

Lehmann: Das war vermutlich eine unvermeidliche Folge. Im Rückblick kann man nur darüber staunen, welch großes Reformwerk verwirklicht werden mußte: in der Liturgie z. B. von der Eucharistiefeyer bis zum Bevier. Man muß einmal bedenken, wie viele Beschlüsse und Konsensbildungen dafür nötig waren. Hinzu kamen die Umstellungen in den Gemeinden, die Errichtung der Räte usw. und natürlich auch die Gemeinsame Synode. Das hat die Kräfte ein Stück weit absorbiert. Aber wir waren auch geistig auf die Umbruchsjahre zu wenig vorbereitet. Ich kann mich erinnern, daß Professoren zwar hervorragende Vorlesungen über Marxismus hielten, als aber dann die Auseinandersetzungen mit den Neomarxisten in den Hörsaal kam, waren sie unfähig, darüber ein Gespräch zu führen. Man sah sich einfach überrumpelt von dem, was aufgebrochen war.

HK: Steckt dahinter nicht ein sehr kirchliches, sagen wir, katholisches Syndrom? Sie sagten vorhin, man habe eine ruhige Rezeption erwartet. Dies konnte von vornherein nur illusorisch sein. Und war diese Illusion im Grunde nicht einfach Ausfluß einer Entfremdung Katholizismus – Gesellschaft, die bereits mit der Aufklärung eingesetzt hat?

Lehmann: Ich würde einige Akzente anders setzen. Aber im ganzen ist es wohl so. Wir sollten einmal deutlich sagen, daß wir uns die Kirche und ihr Weiterleben ohne das II. Vatikanum gar nicht vorstellen können. Man bemängelt Fehlentwicklungen. Aber was es überhaupt bedeutet, daß dieses Konzil stattgefunden hat, ist vermutlich von niemand bis heute abzuschätzen. Die allermeisten Probleme haben sich praktisch seit dem 18. Jahrhundert aufgestaut: ob es der Zölibat, ob es der Gottesdienst oder Verfassungsprobleme der Kirche sind. Man muß nur daran denken, wie die Modernismuskrise eigentlich erst durch das Konzil aufgelöst wurde. Nach dem Konzil wurde vieles erst sichtbar, was latent längst andrängte.

HK: War eigentlich das Konzil zu seiner Zeit selbst auf der Höhe der Probleme, die auf die Kirche eindrängten?

Lehmann: Es befand sich sicher in einer Verzögerungsphase gegenüber der allgemeinen Entwicklung. Mir ist schon bald nach dem Konzil aufgefallen, mit welcher Selbstverständlichkeit das Konzil z. B. von Gott spricht, sieht man einmal von einigen Passagen in „Gaudium et spes“ ab. So selbstverständlich, wie das Konzil darüber

sprach, war dies alles schon damals nicht mehr. Der Nachholbedarf im Blick auf gewisse innerkirchliche Probleme war aber offenbar zu groß. Man war darin geradezu gefangen. Denken Sie an das Kapitel 3 der Kirchenkonstitution, das über zwei, drei Jahre die besten Köpfe geradezu gefesselt hat. Oder an den Streit über die „Quellen der Offenbarung“. Viele Kräfte wurden so auch verbraucht. Man kann verstehen, daß es dann in anderen Bereichen an Energie fehlte. Man wird auch sagen müssen, daß zuletzt die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ nicht mehr mit derselben kritischen Kraft behandelt würde wie die anderen Konzilsdokumente, nicht nur weil die Zeit drängte, sondern auch weil Bischöfe und Theologen erschöpft waren.

„Grundlegende Aussagen des Konzils sind bis heute noch nicht genügend entdeckt“

HK: Andererseits ist „Gaudium et spes“ am offensten und verständlichsten formuliert. Bei den anderen Konzilsdokumenten hat man den Eindruck, daß sie patristische Ausdrücke und biblische Bilder amalgamieren, indem sie sie mehr nachsprechen, als daß sie eigentlich selber sprechen. Dies macht eine Relecture schwierig.

Lehmann: Gerade das macht Größe und Grenzen des Konzils sichtbar. Die Größe besteht in den theologisch geprägten Partien darin, daß Einseitigkeit vermieden und die neuscholastische Theologie durchbrochen sowie ergänzt wurde durch die biblische, patristische, heilsgeschichtliche, die personale Perspektive, die vorher nur am Rand geduldet waren. Man hat dann wahrscheinlich die so zustande gekommene Synthese – glücklich darüber, auf diese Weise zu einem Konsens gefunden zu haben – überschätzt. Für mich war immer ein gutes Beispiel dafür die Bestimmung der Kirchenmitgliedschaft. Man war skeptisch gegenüber einer rein institutionellen Bestimmung, wie sie in der neueren Tradition vorgegeben war: Verbleiben im wahren Glauben der Kirche, Mitfeier der Sakramente und Anerkennung der Autorität, besonders der des Papstes. Diesen Elementen stellte man stärker die Geisterfülltheit der Christen („spiritum Christi habentes“) voraus. Aber die Integration dieses neuen Elements mit den drei traditionellen ist nicht geleistet worden.

HK: Ist es nicht so, daß eigentlich keines der Grundparadigmen – biblisch, heilsgeschichtlich, personal – weder von der Theologie noch vom Lehramt voll rezipiert und so auch die Auseinandersetzung mit der Moderne *theologisch*, vom Glauben her, höchstens in Ansätzen geleistet wurde?

Lehmann: Ich denke, daß bereits unter den Konzilstheologen eine unausgetragene Aporie lebte. Leute wie Henri de Lubac und Joseph Ratzinger waren überzeugt, daß die Erneuerung der Kirche vor allem durch die Rückkehr zu den großen Quellen vonstatten gehen sollte, die verschüttet waren und die von der Patristik, der Liturgiewissen-

schaft in eindrucksvoller Weise wieder entdeckt worden waren. Demgegenüber waren Karl Rahner, in etwa auch Congar, Chenu, Schillebeeckx überzeugt, daß die Konfrontation mit der Moderne einen ganz neuen Schritt benötigte. Diese Spannung ist auf dem Konzil nicht mehr ausgetragen worden. Vielleicht hätte eine intensivere Zusammenarbeit bei „Gaudium et spes“ mehr zu dieser Auseinandersetzung gezwungen.

HK: Hängt das nicht auch mit der thematischen Begrenzung des Konzils zusammen? Es konzentrierte sich insgesamt auf Kirchenfragen. Das Grund- und Hauptproblem war aber damals schon die Glaubensfrage. Erklären sich nicht auch daraus viele Probleme der Nachkonzilszeit?

Lehmann: Das ist nicht leicht zu entscheiden. Von der inneren Lage der Theologie her war gerade auf dem Feld von Kirche viel zu klären. Es war doch ungeheuer befreiend, daß neben einer bestimmten Deutung der Kirche als mystischer Leib Christi die Kategorie des Volkes Gottes zum Durchbruch kam. Das bedeutet letzten Endes auch einiges für eine Theologie des Glaubens. Das ist nicht ausgezogen worden in den Konsequenzen. Wie nötig aber dieser Durchbruch war, wird mir aus einer sehr frühen Erinnerung deutlich. Im September 1962 auf der Rückfahrt zum Studium nach Rom traf ich im Zug Sebastian Tromp SJ, den Sekretär der theologischen Vorbereitungskommission und die ausgeprägteste Autorität in der damaligen römischen Theologie. Er meinte gerade im Blick auf die geplante Kirchenkonstitution: Wir haben 80 Sitzungen gehabt. Was sollen da die Bischöfe noch anderes tun als einfach zustimmen? Sie würden kommen – und in wenigen Wochen werde das Konzil zu Ende sein!

HK: Das soll Johannes XXIII. – sicher ein anderer Mann als Tromp – auch gemeint haben ...

Lehmann: Da bin ich nicht so sicher. Die Folge dieser Auffassung war jedenfalls, daß die meisten Texte von Grund auf neu gefaßt werden mußten. Insofern war die Konzentration auf die Kirche zu erklären. Aber zweifellos war damit die Gefahr gegeben, daß die Auseinandersetzung vorwiegend um die Wirklichkeit der Kirche die Dringlichkeit der Gottes- und Glaubensfrage verstellen konnte. Andererseits wird die Kirche ja ganz stark gesehen als Grundsakrament des Heils der Welt. Die Kirche muß sich immer in einer doppelten Transzendenzbewegung überschreiten, wenn sie Kirche bleiben soll. Kirche ist einerseits nur sinnvoll, wenn sie einen ständigen Bezug eröffnet zu Gott. Auf der anderen Seite erfüllt sie ihren Auftrag von Gott her nur, wenn sie sich selbst überschreitet hinein in eine Menschheit, die – wie „Gaudium et spes“ sagt – von Freude und Hoffnung, von Trauer und Schrecken erfüllt ist. Beides gehört grundlegend zur Kirche. Und vieles davon ist auch ausgesagt. Es mußte zunächst der Schutt weggeräumt werden, der einfach noch da war. Aber ich muß auch anmerken, daß grundlegende Aussagen des Konzils, z. B. die Kirche als Geheimnis, das Verhältnis von gemeinsamem Priestertum und Amt und die Aussagen über die Charismen, bis heute noch nicht genü-

gend entdeckt sind. Gleiches gilt für das Kapitel 5 über die Rolle des Heiligen in der Kirche oder für Kapitel 7 über das Verhältnis von irdischer und himmlischer Kirche. Das sind Fragen, die bis in die Konzilsforschung hinein bisher sehr stiefmütterlich behandelt werden.

HK: Hat das Konzil – auch aufgrund seiner Konzentration auf Kirchenfragen – die Glaubens- und Gottesfrage unreflektiert nicht einfach vorausgesetzt, als ob alles noch auf einem sicheren Glaubensgrund stünde, und damit sie eher verdeckt als erhellt? Es war doch schon zur Zeit des Konzils gerade dieser (Hinter-)Grund sehr brüchig geworden.

Lehmann: Von heute aus wird man das so sehen können. Wieweit schon damals, möchte ich nicht entscheiden. Immerhin gibt es in den 16 Konzilstexten immer wieder Hinweise, daß man auf dem Weg war zu diesen Fragen. In „Gaudium et spes“ – auch in „Lumen gentium“ – ist nicht zuletzt durch die Anwesenheit der Bischöfe aus den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang viel mehr über Atheismus und Gottesfrage gerungen worden, als in der nachkonziliaren Kirche hängengeblieben ist. Ich denke auch, daß die Offenbarungskonstitution, besonders das, was dort zum Offenbarungsbegriff gesagt wird, eine Hilfe in dieser Richtung sein könnte. Aber auch in kleineren Dokumenten – über die nichtchristlichen Religionen, über die Religionsfreiheit – finden sich Elemente, auf deren Grund man weiterdenken könnte. Nur reichen sie allein für eine Antwort von heute nicht aus.

„Die Synode sollte selbst etwas sagen“

HK: Woran lag es, daß gerade diese Elemente – Sie erwähnten die Konstitution über die Offenbarung, ich denke an die dortigen Ausführungen über den Glaubensakt, die mit denen in der Erklärung über die Religionsfreiheit zusammenhängen – in der Nachkonzilszeit wenig zum Zuge kamen und daß die Konstitution über die Offenbarung, die ja auch für die Geschichte des Konzils selbst eine ungeheure Bedeutung hat – jedenfalls unter diesen Gesichtspunkten – auf fast verhängnisvolle Weise vergessen ist?

Lehmann: Ich würde nicht sagen verhängnisvoll. Aber auf jeden Fall waren die Wirkungen der Konzentration auf Lehre und Selbstverständnis der Kirche einseitig. Denn die Kirchenkonstitution selbst ist in ihren Aussagen über das Umfeld Kirche sehr viel reicher. Die verschiedenen Bilder, in denen „Lumen gentium“ über die Kirche spricht, sagen ja auch unmittelbar oder mittelbar etwas aus über Gott. Das ist wenig weiterentwickelt worden. Aber viel praktische Arbeit leistete in dieser Richtung die Liturgiereform, denn Gottes- und Glaubenserfahrung geschieht ja zunächst für einen großen Teil der Christen im Gottesdienst und in der Feier der Sakramente. Es gibt liturgische Texte, in denen die universale Einladung Gottes zum Heil immer wieder vorkommt. Im vierten Hochgebet etwa ist auch die Suche des Menschen nach Gott aus-

drücklich in das Gebet hineingenommen. Es ist also auf dem Wege des praktischen Vollzugs durchaus einiges gewonnen worden.

HK: Wir haben den Eindruck, daß die Glaubens- und Gottesfrage heute zwar deutlicher gesehen wird als vor zwanzig Jahren. Zugleich scheint man auf dem Weg der Beschäftigung damit mehr denn je auf die Kirche, auf das Amt, auf die Einhaltung von Regeln und Vorschriften zu setzen und zäumt das Pferd wieder – wie offenbar auch in der Vorbereitung der kommenden Sondersynode – von der falschen Seite her auf.

Lehmann: Die Synodenthematik sollten wir von der grundsätzlichen Frage abheben. Die Synode wird in 12 bis 14 Tagen nicht viel Zeit haben, um dazu etwas Substantielles zu sagen. Ich glaube, die Synode könnte etwas Glaubwürdiges leisten, wenn sie die Aussagen des Konzils insgesamt und unverkürzt bekräftigt, bejaht und zugleich sichtbar macht, auf welchem Hintergrund die Texte neu buchstabiert werden müssen. Daß dieser Hintergrund die Gottesfrage ist, steht außer Zweifel. Die Synode aber sollte dazu selbst etwas sagen und dies nicht einem Dokument überlassen, das dann ein Jahr später oder irgendwann erscheint ...

HK: Aber in der Frage selbst: Was wäre der nächste Schritt?

Lehmann: Wir sind in den letzten Jahren, wenn wir die Glaubens- und Gottesfrage theologisch behandelt haben, oft sehr weit weg vom konkreten Boden geblieben, auf dem sich Glaubens- und Gotteserfahrung eigentlich vollzieht. Der nächste Schritt müßte sein, daß christliche Gemeinden, Zellen, auch Basisgemeinden als konkrete Bewährungsstätten des Glaubens neu sichtbar werden. Denn nicht wenige haben bei der Erneuerung der Glaubens- und Gottesfrage Illusionen. Die eine Illusion: Es könne den einzelnen Glaubenden – auch für längere Zeit – in einem institutionslosen Raum geben ...

HK: Dafür spricht auch soziologisch so gut wie nichts. Fast sämtliche Umfragedaten aus jüngerer Zeit bestätigen das ...

Lehmann: ... Die andere Illusion: Man nimmt Zuflucht nur zu Kleingruppen und lockeren Gemeinschaften und setzt sie in Gegensatz zur Großkirche. Dahinter steckt natürlich eine Kirchenwirklichkeit: Unsere Gemeinden sind zu groß und zu anonym geworden. Aber die Antithese „Erlebnisgruppe gegen Institution“ reißt einen gefährlichen Graben auf.

HK: Ist dieser Graben nicht in erster Linie dadurch aufgebrochen, daß die Kirche gerade in der nachkonziliaren Zeit Menschen in ihren konkreten Unsicherheiten und Glaubensnöten zuwenig anzusprechen verstand und dadurch die Ab- oder Auswanderung in Erlebnisgruppen erst recht gefördert wurde oder Glaube in Gefühl und Bedürfnis einfach unbestimmt blieb?

Lehmann: Daß wir hier „mea culpa“ sagen und uns fragen

müssen, ob wir die Akzente richtig gesetzt haben, steht für mich außer Zweifel. Und daß alle unsere Anstrengungen künftig der missionarischen Kirche gelten, daß das Hinaus an die Hecken und Zäune elementar wichtig ist, ebenfalls. Wir dürfen nicht die Kerngemeinden mit dem Ganzen der Kirche gleichsetzen. So wie ich Kirche hier etwa in den Ballungsgebieten um Frankfurt erlebe, gehört diese Aufgabe ganz nach vorne. Ich glaube nur, daß dies spezifisch europäische und besonders deutsche Probleme sind. Eine Kirche, die soviel institutionelle Möglichkeiten hat, ist notwendigerweise auch sehr viel mit Selbstverwaltung beschäftigt. Zudem müssen wir beachten, daß der Christ, der nicht am gottesdienstlichen und auch am geselligen Leben der Kirche teilnimmt, diese hauptsächlich über das Fernsehen nur noch als eine bestimmte Fassadenwelt erlebt, als gesellschaftliche Veranstaltung mit ihren obersten Repräsentanten oder als Institution, die durch ihre ethischen Normen sein Leben oder seine Gewohnheiten stört ...

„Ich verkenne nicht, daß wir ... in einer Sackgasse sind“

HK: Stört, das wäre ja gar nicht so schlecht. Aber haben wir uns nicht gerade ethisch in der Nachkonzilszeit die falschen Probleme aufgeladen, insofern als wir als katholische Kirche weniger denn je den Ruf loswerden, Gottes Willen verwirkliche sich vor allem in Sexual- (und familienethischen) Normen, so wichtig diese Bereiche auch sind. Man hatte hier vom Konzil her eine Entwicklung in ein offeneres Feld hinein mit differenzierterem Problembewußtsein vermutet.

Lehmann: Auch da würde ich unterscheiden zwischen dem öffentlichen Bild der Kirche – da kann man den Eindruck gewinnen, es gebe nur diese Themen ...

HK: Aber öffentliches Bild heißt in dem Fall Lehramt, Papst ...

Lehmann: Wenn ich aus den vielen Ansprachen des Papstes in Afrika für weltweite Nachrichtendienste nur solche Zeilen herausfische, werde ich dem, was bei einem solchen Besuch geschieht, überhaupt nicht gerecht ...

HK: Die Wirkung solcher weniger Zeilen, besonders wenn sie sich ständig wiederholen, ist vorauszusehen ...

Lehmann: Sie ist vielleicht auch von anderen kalkuliert. Ich habe in diesem Feld erhebliche Bedenken: auch gegenüber dem, was uns präsentiert wird. Ich verkenne aber nicht, daß wir an diesem Punkt in einer Sackgasse sind.

HK: Kardinal Döpfner hat in einer seiner letzten Reden sinngemäß gesagt, das größte Problem sei, daß die Kirche den Einfluß auf die Lebensführung des einzelnen, auch des Christen, verloren hat. Das hat auch – nach vielen Umfragen – wesentlich mit den falschen Problemen in ethischen Fragen zu tun.

Lehmann: Diese Entwicklung hat aber auch viele profane Hintergründe: die Pluralisierung und Individualisierung

der Lebensmöglichkeiten und Lebensstile ist ja ungeheuer groß: auf der einen Seite Konsum und Massenware, auf der anderen Seite kann sich der einzelne aus dem Riesenangebot doch zurechtchustern, was er haben bzw. wie er leben will. Dies empfinden die Menschen als ungeheuer befreiend, zugleich aber sehen sie, daß durch diese Entwicklung das menschliche Miteinander immer schwieriger wird. Von daher hat es jede Ethik mit Fragen der persönlichen Lebensführung heute schwerer.

HK: Wir möchten darin eher eine Chance sehen. Es gibt Verhaltensunsicherheiten genug, wo kirchliche Moralverkündigung und das seelsorgerliche Gespräch einhaken können ...

Lehmann: Im Augenblick ist es so, daß über diese Themen weder viel gepredigt wird, noch die Menschen den Priester viel darüber fragen. Es ist gleichsam ein Niemandsland. Das empfinden – insofern gebe ich Ihnen recht – viele, besonders viele Eltern, als sehr schmerzlich. Sie möchten Orientierungshilfe. Im übrigen aber darf man nicht so tun, als ob in den von Ihnen angesprochenen Fragen jemand des Rätsels Lösung in der Tasche hätte. Schon wenn man die simple Frage stellt, ob das ein Weg wäre, wenn z. B. „die Pille“ vom Papst freigegeben würde, was das ändere z. B. in der Bevölkerungsentwicklung, wird das Gespräch sehr viel sachlicher. Wir sind gewiß durch die Verkündigung des Lehramtes in einer schwierigen Lage. Ich wehre mich aber dagegen, daß in der Sache bereits alles ausdiskutiert sei und daß andere im Besitz einer besseren Wahrheit wären.

„Wir müssen Übersteigerungen im Gefolge des I. Vatikanums wieder ins Lot bringen“

HK: Haben wir uns in anderer Beziehung nicht ebenfalls falsche Probleme aufgeladen ...

Lehmann: Ich glaube nicht, daß die bisher genannten Themen falsche Probleme sind. Die gesamtgesellschaftlichen Veränderungen haben nirgendwo so massiv durchgeschlagen wie im Bereich von Ehe und Familie. Die Menschen empfinden die Veränderungen an keiner Stelle so stark wie in ihren vier Wänden. Wenn ich die beschädigten Ehen sehe und die Folgen daraus, dann ist es für mich keine Frage, daß hier die allermeisten Einbrüche geschehen sind. Damit will ich nicht romantisch verklären, was früher war ...

HK: Vielleicht hätten wir sagen sollen: die falschen Akzente gesetzt, die es erschweren, die massivsten Probleme in der persönlichen Lebensführung überzeugend anzugehen. Wirklich falschen Problemen scheinen wir aber in einem anderen Punkt erlegen zu sein: in der Amts- und Autoritätsfrage. Sie hat in den letzten 20 Jahren – einmal mehr, einmal weniger – viel Streit und viel Ängste ausgelöst. Es zeigt sich aber, daß weder die Autorität als solche noch das Amt und die Ämterstruktur je wirklich in Gefahr waren, sondern daß das Amt – auf die Kirche als Glaubensgemeinschaft bezogen – heute stärker denn je ist.

Lehmann: Bei dieser Frage muß ich natürlich an Verschiedenes denken: einmal an die theologischen Auseinandersetzungen um Hans Küngs „Unfehlbar“, wie sie die Öffentlichkeit ein Jahrzehnt beschäftigt haben ...

HK: Wir waren immer der Meinung, Küng habe zwar damit in eine seit dem Ersten Vatikanum offene Wunde getroffen, aber ein im Grunde genommen falsches, von der Glaubenssituation her nicht wirklich aktuelles Thema aufgegriffen ...

Lehmann: Ich glaube, daß das Thema selbst zur Sprache kommen mußte. Ich bedauere aber, daß der Streit, so wie er geführt wurde – es kam ja eigentlich zu keinem Dialog –, relativ unergiebig gewesen ist ... Das zweite war die hohe Zahl der Amtsniederlegungen, besonders im Ordensklerus. Zumal nicht wenige ihr Amt niedergelegt haben wegen des überkommenen Priesterbildes oder wegen eines Autoritätskonflikts. Ein drittes: Man hat sich doch überall recht schwer getan, die im Konzil gewonnene Freiheit auch selbstverständlich zu praktizieren. Es gab nach dem Konzil ein dreibändiges Werk von Johann Christoph Hampe „Die Autorität der Freiheit“. Das hätte eine gute Aufgabe werden können. Es ist eine verpaßte Chance, daß man sich zu wenig bemüht hat, Autorität und Freiheit in der Praxis in eins zu denken und zu bringen.

HK: Dennoch haben wir den Eindruck, daß die Amts- wie die Autoritätsfrage gerade in der Nachkonzilszeit unangemessen hochstilisiert wurde.

Lehmann: Ich kann Ihnen insoweit nicht widersprechen, als es Situationen gibt, in denen man sich auf sehr unfruchtbare Weise auf die Amtsfrage fixiert. Ich finde es wenig weiterführend, daß wir z. B. in der ökumenischen Diskussion seit Jahren die Frage nach dem Amt so sehr in der Mitte stehen haben müssen. Es bewegt sich ganz offensichtlich nichts in diesem Punkte. Es gibt aber auch nicht die umgreifenden Horizonte und Perspektiven, die es erlaubten, diese Frage wieder in ihre Normalität einzubetten. In anderen Feldern ist es ähnlich. Das Zurücknehmen der Amts- und Autoritätsfrage in das funktionale Leben ist offenbar ungeheuer schwierig. Wir werden auch, mindestens was das päpstliche Amt betrifft, versuchen müssen, Übersteigerungen des 19. Jahrhunderts, gar nicht einmal so sehr des Vatikanum I, sondern der nachfolgenden Interpretationen, ins Lot zu bringen. Auch wenn das ungeheuer schmerzlich und mühsam ist.

HK: Da die Autoritätsstruktur als ganze in der katholischen Kirche in keiner Weise in Frage gestellt ist und die hierarchische Struktur der Kirche eine personalere Autoritätsausübung ermöglicht als sonst üblich, fragt man sich um so mehr, warum man in der Praxis oft so ängstlich um Autorität besorgt ist ...

Lehmann: In der Tat ist vieles eine Frage der Amtsausübung. Ich glaube auch nicht, daß jedenfalls ein wesentliches kirchliches Amt heute wirklich angefochten ist. Im Gegenteil! Die Menschen sind ja froh, wenn einer da ist,

der sich mehr als andere darum kümmert, die vielen kleinen lebendigen Ganzheiten des kirchlichen Lebens zusammenzuhalten. Das erfordert freilich oft einen Kraftaufwand, der an die Grenze des noch Möglichen geht. Und man kann auch erleben, gerade wenn man aus dem Universitätsbereich in ein solches Amt wie meines kommt, daß einem gelegentlich in einer geradezu irrationalen Weise der ganze Ballast von Kirchenkritik persönlich entgegengeschleudert wird. Ich frage mich: warum eigentlich?

„Was gesellschaftliche Aufgaben anbelangt, sind viele Mitchristen in eine Art Winterschlaf verfallen“

HK: Sie haben am Anfang gesagt, 20 Jahre seien für die Verwirklichung eines Konzils eine kurze Zeit. Andere sagen, die Verwirklichung des II. Vatikanums stehe erst am Anfang. Wird die Kirche, werden wir alle dem Konzil nicht erst dann gerecht, wenn wir, gewissermaßen auf seinen Schultern weitergehend, die Probleme aufgreifen, die sich heute neu oder, obwohl alt, immer noch stellen? Gibt es für Sie da eine Reihenfolge?

Lehmann: Wenn ich mich auf einige Stichworte beschränken darf, sind es vor allem drei Dinge: Zunächst der Wandel im Selbstverständnis der Frau. Man braucht sich dazu gar nicht an feministische Übertreibungen zu halten. Der Wandel betrifft die Frauen insgesamt. Sie sagen: Wir fühlen uns zwar in der Gemeinde angenommen, sind aber in der Kirche allein gelassen. Keine Gruppe ist uns gegenwärtig fremder als die Gruppe der jungen Frauen. Ein Zweites ist die Vorbereitung und Begleitung von Ehe. Wenn man vergleicht, wieviel Zeit wir aufwenden für Erstkommunion und Firmung und wie wenig Hilfen wir geben, wenn Paare ihr gemeinsames Leben aufnehmen, stoßen wir auf den kritischen Punkt. Und ein Drittes: die Sensibilisierung für die Verantwortung von Christen in den säkularen Lebensfeldern. Es ist gegenwärtig selbst bei sehr vielen Mitwirkenden in einer Gemeinde schwierig, diese z.B. für die sehr verflochtene Schulsituation in ihrem Umfeld zu interessieren. Fast scheint es, als wären viele Mitchristen, was gesellschaftliche Aufgaben anbelangt, in eine Art Winterschlaf gefallen. Gerade die Kerngemeinde muß wieder mehr Wahrnehmungsfähigkeit für gesellschaftliche Aufgaben entwickeln. Daß dies nicht so ist, ist zum Teil auch darauf zurückzuführen, daß das Miteinander von Gemeinden und Verbänden nicht funktioniert ...

HK: Ist gegenwärtig das wichtigste praktische Problem nicht die Weitergabe des Glaubens selbst? Hier scheinen ja, folgt man der eigenen Erfahrung und den Demoskopien in den letzten 20 Jahren, die größten Einbrüche erfolgt zu sein.

Lehmann: Dies verhält sich gewiß so. Deswegen ist für mich in der Weiterführung des Konzils das wichtigste die Vertiefung der zentralen Glaubenserfahrungen und auch des Glaubenswissens. Es läßt sich immer wieder feststel-

len, daß hier einfach vieles abgebrochen ist. Das fängt nicht erst an bei einem äußeren Bestand von Kenntnissen über den Glauben, sondern beginnt bereits bei anthropologischen Voraussetzungen. Wo ein Reichen der Hand nicht mehr verstanden wird, da ist natürlich auch die entsprechende Geste im Gottesdienst leer. Wenn Leid eines anderen gar nicht mehr wahrgenommen wird vor lauter Rücksichtslosigkeit, was soll ich da von Nächstenliebe sprechen? Es geht also zunächst einfach um das Durchbuchstabieren von menschlichen Grunderfahrungen, sonst brauche ich auch nicht von Schuld, von Sünde oder gar von Beichte zu reden. Das heißt letztlich Einholen der Gottesfrage in radikaler und vertiefter Form. Aber der Weg dahin ist vermutlich weiter, als wir uns bisher vorgestellt haben.

HK: Wird nicht gerade deswegen die Glaubensvermittlung, die Weitergabe des Glaubens selbst zur immer zentraleren Aufgabe?

Lehmann: Diese muß aber auf der Vermittlung von Grunderfahrungen und Grundwissen aufbauen, wie es die Rottenburger Synode gegenwärtig versucht. Denn mit dem Ausblenden solcher Grunderfahrungen hängt ja zusammen, daß die Weitergabe des Glaubens in einer geradezu unheimlichen Weise abubrechen droht. Die Firmgruppenhelfer sagen mir zur Zeit fast unisono: So schwer wie in diesem Jahr war es noch nie. Es fehlt mehr und mehr das voraussetzende Mindestinteresse. Darüber klagen auch immer mehr alle, die in Katechese und Glaubensunterweisung tätig sind, und zwar gleich welcher Richtung.

HK: Wo würden Sie ansetzen, um aus diesem negativen Kreisverkehr, der leicht zu Schuldzuweisungen führt (Familie, Amt, Gemeinde), herauszuführen?

Lehmann: Wir müssen in so mancher Beziehung unsere Arbeit neu gewichten. Wir haben z. B. viele Kindergärten, aber wir haben wohl zuwenig religiöse Arbeit in unseren eigenen Kindergärten. Wir müssen uns selbst gründlich fragen, ob wir die Erzieherinnen genügend befähigen und weiterbilden. Dazu ist mehr Bereitschaft vorhanden, als ich selbst vermutete.

„Es ist richtig, zu fragen, ob nicht neue Zugänge zum Amt geschaffen werden müssen“

HK: Ist es bei der Weitergabe des Glaubens nicht überhaupt so, daß Bedürfnis und teilweise wenigstens Interesse durchaus vorhanden sind, daß die Dinge aber nicht mehr zusammenkommen? Es fehlen die Transmissionsriemen zwischen den Familien, dem Erziehungsbereich und den Gemeinden, oder sie funktionieren nicht, und dadurch verschärfen sich die negativen Wirkungen.

Lehmann: Ganz sicher ist das so. Das geht sogar bis in die Theorie hinein, wo Konzepte vorwiegend für die Teilbereiche entworfen werden. Es gibt Konzepte für religiöse

Erziehung in der Kleinkindpädagogik, aber es fehlt z. B. der Anschluß zum Religionsunterricht. Der Anschluß zur Jugendarbeit fehlt, ebenso der Zusammenhang mit der gemeindeinternen Glaubensunterweisung. Es gibt meines Wissens wenig Überlegungen zu einem integrativen Gesamtkonzept religiöser Erziehung. Das hat zur Folge, daß man zuerst nach Sündenböcken und Alibis sucht. Dabei wird nach wie vor der Religionsunterricht als Hauptschuldiger hingestellt, ohne daß man einen Blick dafür hat, daß ein Religionsunterricht in der heutigen Schule ohne Unterstützung durch das Elternhaus und ohne Mitgetragenwerden durch die Gemeinde nicht gedeihen kann, auch wenn er noch so gut gegeben wird. Wir müssen auf jeden Fall auch viel mehr Elternarbeit machen. Es nutzt wahrscheinlich wenig, Kinder ein Dreivierteljahr auf Erstkommunion und Firmung vorzubereiten, wenn nicht zur gleichen Zeit das Interesse der Eltern aktiviert werden kann. Gegenwärtig ist aber vor allem an Eltern zwischen 30 und 40 schwer heranzukommen.

HK: Sicherung der Weitergabe des Glaubens angesichts der aufgezeigten Situation müßte wohl auch bedeuten: es braucht ein sehr vielfältiges Amt, und es braucht viele, auch amtlich verantwortliche Personen. Müssen, schon um Seelsorge nicht nur flächendeckend, sondern intensiv zu sichern, nicht auch neue Zugänge zum Amt überlegt werden (auch jenseits der Frage des Zölibats)?

Lehmann: Wir haben an der Mitwirkung überzeugter und überzeugender Laien bereits eine große Hilfe, besonders in der Gemeindekatechese, aber auch in der Jugendarbeit. Allerdings taucht in den Gemeinden fast immer eine dreifache Forderung auf: Wir sind einverstanden mit einem solchen Weg, wenn die Leute qualifiziert genug sind, wenn sie glaubwürdig sind im Blick auf die sonstige Beteiligung am Leben der Gemeinde und wenn der Pfarrer die Begleitung mit übernimmt. Wir haben heute insgesamt mehr pastorale Mitarbeiter denn je. So gibt es in unserem Bistum ca. 350 Priester in der Seelsorge und etwa 320 Diakone, Pastoralreferenten, Gemeindeferenten und Katecheten. Deren Zahl läßt sich aber nicht unbegrenzt vermehren. Und es ist sicher richtig, zu fragen, ob neben

dem Einsatz von haupt- und ehrenamtlichen Laien nicht neue Zugänge zum Amt selbst geschaffen werden müssen. In gewisser Weise gibt es das ansatzweise schon. Schauen Sie sich Biographien mancher Priesteramtskandidaten an.

HK: Der haupt- und nebenamtliche Laie kann den sakramental bevollmächtigten Amtsträger nicht ersetzen. Macht man sich nicht Illusionen, wenn gelegentlich gesagt wird, priesterlose Gemeinden seien oft besonders aktiv, weil die Laien sich dann selbst um die Gemeinde kümmern? Das kann doch keine Dauerlösung sein.

Lehmann: Vielleicht sollten wir unterscheiden. Grundsätzlich und auf die Dauer haben Sie gewiß recht. Dem widerspricht nicht eine gute Erfahrung, daß viele „priesterlose Gemeinden“ aus ihrem beruhigten Versorgtsein aufwachen und ganz erstaunliche Fähigkeiten entwickeln – ich könnte Namen nennen. Ich möchte darin jedoch eher eine Übergangslösung sehen, denn ich fürchte auch sehr die Überforderung gerade der besten ehrenamtlichen Laien.

HK: Sie haben vorhin gesagt, wir seien kirchlich in den Gemeinden gegenüber gesellschaftlichen Aufgaben quasi in den Winterschlaf verfallen. Wenn es also eine grundlegende Fehlentwicklung der Nachkonzilszeit gibt, dann doch wohl die, daß man sich – auch aus ekklesiologischer Hypertrophie – kirchlich zu sehr auf sich selbst zurückgezogen hat.

Lehmann: Die ekklesiologische Hypertrophie sehe ich eigentlich nicht. Die Theologiestudenten wissen heute weniger denn je von Kirche. Den Rückzug auf sich selbst gibt es allerdings. Diesen zu überwinden ist eine der wesentlichsten Aufgaben hier und jetzt. Dietrich Bonhoeffer hat einmal sinngemäß gesagt: Sammlung ohne Sendung ergibt Getto, Sendung ohne Sammlung wird zum Boulevard. Wir müssen nach innen gehen und vertiefen *und* zugleich in die Gesellschaft hineingehen und Zeugnis geben. Nur so, durch persönlichen, gemeindlich mitgetragenen Glauben und durch Bereitschaft zu praktischer Verantwortung in den Lebenszusammenhängen der Gesellschaft, gewinnen wir missionarische Kraft zurück.

Anlauf zur Konzilsbilanz

Zum Stand der Synodenvorbereitungen

Mit einer Eucharistiefeier im Petersdom beginnt am 24. November die von Johannes Paul II. im Januar dieses Jahres überraschend einberufene außerordentliche Vollversammlung der Bischofssynode, die sich bis zum 8. Dezember zwei Wochen lang mit der Situation der Weltkirche zwanzig Jahre nach Abschluß des Zweiten Vatikanischen Konzils beschäftigen wird. Es handelt sich dabei um die *zweite außerordentliche Vollversammlung* in der Geschichte der Bischofssynode, die von Paul VI. kurz vor

Konzilsende mit dem Motuproprio „Apostolica sollicitudo“ ins Leben gerufen wurde. Die bisher einzige außerordentliche Synode fand vom 11. bis 27. Oktober 1969 statt; damals ging es um das Verhältnis von Papst und Bischofskollegium, ein Thema, das auch bei der bevorstehenden Vollversammlung eine wichtige Rolle spielen dürfte.

Für die Vorbereitung dieser Vollversammlung stand verglichen mit den letzten „ordentlichen“ Bischofssynoden